

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1898)  
**Heft:** 2  
  
**Rubrik:** Kleine Mitteilungen

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

herrschen starke Stürme, die den Uebergang von der trocknen zur nassen Jahreszeit und umgekehrt bilden. Die Regenzeit von Juni bis Anfang Oktober ist sehr unangenehm und ungesund wegen der vermehrten Ausdünstung des Bodens, namentlich während der sonnigen Tage, die den Regen ablösen. In dieser Zeit stockt Handel und Verkehr, weil die Fusspfade und die wenigen Brücken meist unter Wasser sind. Die Sterblichkeit ist während dieser Zeit bedeutend grösser als sonst; Europäer, denen die Verhältnisse es gestatten, verlassen das Land, um auf den canarischen Inseln oder in Europa das Ende derselben abzuwarten.

## Kleine Mitteilungen.

— **7. Internationaler Geographenkongress** in Berlin 1899. Der letzte Internationale Geographenkongress zu London im Jahre 1895 wählte als Ort der nächsten Tagung für das Jahr 1899 Berlin. Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin unter dem Vorsitz des Geh. Regierungs-Rat Prof. Dr. Frhr. von Richthofen hat an alle Fachgenossen und Freunde der geographischen Wissenschaft eine Einladung zur Versammlung vom 28. September bis zum 4. Oktober d. J. in Berlin versendet. Die Mitgliedschaft des Kongresses wird durch Zahlung von 20 Mk. erworben, die an den Schatzmeister des Kongresses (Berlin S. W., Zimmerstr. 90) einzusenden sind. Anmeldungen zu Vorträgen oder Anträge für den Kongress werden bis zum 1. April d. J. erbeten. Als Sprachen des Kongresses sind nach früherem Vorgange zulässig: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch. Es werden an Arbeiten des Kongresses vorgesehen: 1. Vorträge über wissenschaftliche Arbeiten und Reisen während der letzten Jahre (z. B. über die Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expedition, die geographisch-geologischen Forschungen des Dr. Futterer in Central-Asien); 2. Verhandlungen über internationale Einführung gleichmässiger geographischer Bezeichnungen und Methoden, wie z. B. die allgemeine Anwendung des metrischen Masses und der Celsiusgrade oder eine einheitliche geographische Orthographie; 3. endlich die Anregung zu grösseren praktischen Arbeiten durch internationales Zusammenwirken (Erforschung des Südpolargebiets). Im Anschluss an die Tagung sind Ausflüge z. B. nach Hamburg geplant. Die deutsche Reichsregierung hat einen Betrag von 50,000 Mk. an die Kosten in den Etat eingestellt.

Es ist zu erwarten, dass die Arbeiten des Kongresses, der jetzt zum ersten Male das Vaterland eines Humboldt und Karl Ritter besucht, eine dem hohen Stande der geographischen Wissenschaft in Deutschland entsprechende Bedeutung haben werden, nicht nur für die reine Wissenschaft

der Geographie, sondern auch für die praktische Nutzenanwendung ihrer Ergebnisse, deren ein Zeitalter des Verkehrs und der Kolonisation, wie das unsrige, in so hervorragendem Masse bedarf.

— **Auf hoher See** ist der Titel einer Serie von Wiener Künstler-Postkarten, die jeder, der eine Seereise gemacht hat, mit Vergnügen sehen wird. Die zehn künstlerisch fein ausgeführten Karten von dem Marinemaler A. Kircher (Verlag von Philipp & Kramer, Wien VI) stellen die schönsten Schiffe des österreichischen Lloyd, teils auf hoher See, teils mit der Staffage der interessantesten Gegenden, die sie berühren, dar, und gehören offenbar zum Besten, was die Hochflut der Postkarten-Industrie bisher zu Tage gefördert hat.

— **Winke für den Handel mit China.** Europäische Waren finden in China häufig nicht den erwarteten Absatz, wenn sie Schutzmarken oder Aufschriften tragen, die dem Geschmack oder den religiösen Vorurteilen oder dem Aberglauben der Chinesen widersprechen. In einem Bericht an seine Regierung hat nunmehr kürzlich der Konsul der Vereinigten Staaten in Fuchou einige bemerkenswerte Winke über die Wahl zweckmässiger Schutzmarken und Aufschriften gegeben. Danach gelten bei den Chinesen gewisse Farben für unheilbringend, andere wiederum, wie hellgelb, grün, blau und rot sind sehr beliebt. Das Anbringen von chinesischen Zeichen für Glück, Zufriedenheit, Gesundheit, Prosperität u. s. w. wird auf die Chinesen stets einen angenehmen Eindruck ausüben, ja die Chinesen kaufen oft Artikel wie Nadeln, Zwirn, Zündhölzer, Seife, Parfum und Süßigkeiten aus dem einzigen Grunde, weil ihnen die Aufschriften auf den Paketen „glückbringend“ erscheinen. Insbesondere empfiehlt es sich, bei Schutzmarken und Aufschriften dem eigentümlichen chinesischen Geschmack Rechnung zu tragen. Ein Tiger, wie wir ihn abbilden, würde in China keinen Beifall finden; der Tiger nach der Vorstellung des Landes müsste einen unnatürlich langen Körper und ebenso unnatürlich grossen Kopf haben und Kleinigkeiten, wie die Kurve seines Schweifes und namentlich seine ganze Stellung sind von grosser Bedeutung. Je unmöglicher die Stellung, desto mehr werden die Chinesen ein solches Tier bewundern, und um zu zeigen, wie gerade das Groteske Anklang findet, führt das nordamerikanische Konsulat folgendes Beispiel an: Ein bei den Japanern sehr beliebter Zündhölzchenbehälter ist mit einem Affen verziert, der auf seinen Vorderbeinen steht, mit dem Kopf den Boden beinahe berührend, die Hinterbeine emporstreckt und mit dem Schweife den Himmel zu peitschen scheint. Allerlei Tiere, wie Löwen, Tiger, Kamele, Elephanten, namentlich auch Drachen finden grossen Anklang. Unter den anderen angeführten Zeichnungen seien hervorgehoben: Fächer, Schirme, Tabak- und Opiumpfeifen, Tempel, Fahnen, Schiffe oder ganze Gruppen, wie Männer mit Laternen auf Bambusstäben, Hochzeitsaufzüge u. s. w. Im einzelnen lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen, doch sollten die Interessenten im Verkehr mit China derart scheinbare Nebensächlichkeiten nicht vernachlässigen. Waren mit Schutzmarken oder Aufschriften, die den Chinesen nicht zusagen, werden, mögen sie an sich auch noch so preiswürdig sein, sofort als Erzeugnis des „fremden Teufels“ gebrandmarkt und finden keinen Absatz. („Deutsche Ind.-Ztg.“)

— **Eine starke deutsche Einwanderung nach Süd-Amerika** befürwortet ein

Herr *Henry F. Suksdorf*, der seit 1858 in Nord-Amerika niedergelassen ist und zu dem Zwecke nach dem Süden ging, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Er schreibt darüber: „Ohne eine starke deutsche Einwanderung wird aus den Ländern Süd-Amerikas niemals etwas Tüchtiges, aber durch eine solche werden diese Republiken sich zu schöner Blüte entfalten. In Deutschland ist der Zuwachs so stark, dass die drohende Gefahr der Uebervölkerung, Not und Revolution jährlich näher rückt. Unser Vaterland ist gezwungen, mindestens  $\frac{1}{4}$  Million Seelen im Jahr ins Ausland zu schicken, um höchst ungesunden wirtschaftlichen, socialen und politischen Zuständen vorzubeugen; deutsche Kolonien, für wirkliche Ansiedelung geeignet, giebt es nicht und sind auch nicht mehr zu erwerben. Die deutschen Einwanderer müssen in Angelsachsen, Slaven und Romanen aufgehen, falls sie nicht irgendwo so massenhaft sich ansiedeln, um ihre Sprache, Sitte und Eigenart dauernd zu bewahren. Dieses letztere ist nur noch in Süd-Amerika möglich. Ist es aber unser Los, unter anderen Völkern und Rassen zu verschwinden, dann ist es weitaus besser, wir verschmelzen uns mit den blut- und geistesverwandten Angelsachsen als mit den uns fern und feindlich gegenüberstehenden Slaven oder Romanen. Ist keine starke deutsche Einwanderung hierher zu lenken, dann lieber gar keine, und dann müsste man unseren Landsleuten von der Auswanderung nach Süd-Amerika entschieden abraten.“

Der Vorteil einer solchen starken deutschen Einwanderung wäre nach seiner Meinung von Wichtigkeit nicht nur für die südamerikanischen Republiken, deren Wohlstand sich heben würde, sondern auch für die Auswanderer, die sich nicht zu entnationalisieren brauchten, und für Deutschland. Ohne diesen Nachschub sei eine Romanisierung der bereits bestehenden deutschen Kolonien Süd-Amerikas zu befürchten. Würde durch geeignete Mittel die grosse Unwissenheit über und tiefwurzelnden Vorurteile gegen Süd-Amerika aufgeräumt, so könnte die deutsche Einwanderung nach seiner Ansicht auf jährlich 2—300,000 Köpfe gebracht werden — eine neue Völkerwanderung!

Dass eine solche Einwanderung für Süd-Amerika von grossem Wert wäre, ist unzweifelhaft, ebenso dass es wünschenswert wäre, dass die Auswanderer nicht in anderen Nationalitäten aufgehen müssten. Wären nur die politischen Verhältnisse dieser Länder einladender als sie sind.

— **Der Branntwein in Afrika** Der bayrische Hauptmann *Hutter* spricht sich in der „Deutschen Kolonialzeitung“ über die in Afrika herrschenden Trinksitten der Europäer und den Einfluss der Schnapseeinfuhr auf die Eingeborenen aus. Sein offenes und mannhaftes Wort verdient überall bekannt und beachtet zu werden. Er schreibt:

„Die Branntweinpest ist zwar durch die internationale Brüsseler Generalakte vom 2. April 1892 und durch Bestimmungen unserer Regierung von Deutsch-Ostafrika, der Südsee und Südwestafrika ganz fern gehalten oder doch sehr eingeschränkt: in Kamerun und Togo aber richtet sie nach wie vor unter den Augen unserer Gouverneure und trotz der wiederholten und ernstesten Vorstellungen ungehindert grauenhafte Verwirrung und Zerstörung an. Im Jahre 1895 sind nach Togo und Kamerun im ganzen 2,537,338 Liter Spirituosen eingeführt worden, davon aus Deutsch-

land 75 %/o. Der Wert dieses Branntweins beträgt etwa  $\frac{2}{3}$  der eingeführten Baumwollwaren, oder anders ausgedrückt: wenn für 100 Mk. Baumwollwaren dahin geschickt werden, befinden sich in ihrer Gesellschaft für ca. 70 Mk. Spirituosen! Aus Deutschland kommen von den Baumwollwaren aber nur etwa 27 %/o, der grösste Teil dagegen aus England; der deutsche Handel mit diesen Kolonien hat tatsächlich die Branntweineinfuhr zur Grundlage, er bringt also den Eingeborenen im wesentlichen nicht die guten Seiten unserer Civilisation, gute Bekleidungsstoffe u. s. w., sondern die schlechten und verwerflichen. Die Anstrengungen, die die Mission macht, um die Herzen und Sinne der Farbigen auf Höheres zu lenken, sie für die Heilswahrheiten und Sittenlehren des Christentums empfänglich zu machen, werden durch das von den Kaufleuten mit grosser Geriebenheit betriebene Einführen des Branntweins gehindert und oft völlig zu nichte gemacht. Nur mit Mühe widerstehen selbst ernste farbige Christen der schweren Versuchung. Auch der rechtmässige Handel leidet unter der Branntweineinfuhr. Es lässt sich nachweisen, dass da, wo er geduldet wird, nach und nach die Einfuhr von Baumwoll- und Stahlwaren u. s. w. abnimmt.

„Dem Alkoholgenuss wird „draussen“ in kaum glaublicher Weise gehuldigt, und gar viele seiner Opfer werden dem „tückischen Klima“ aufgebürdet. Ueberall, wohin man kommt, ist das erste, was einem angeboten wird, ein Gläschen — dabei fasst dieses „Gläschen“ ein ganz respektables Quantum — Cocktail, ein kräftiges, wohlschmeckendes Gebräu aus Angostura, Cognac, Zucker, Ei, Muscatnuss und Champagner gemischt. Jeder hat seine besondere Methode das Ding zu brauen, und des Folgenden Verfahren muss natürlich immer besser sein, als das des vorigen Wirtes! — In Lagos habe ich mich so bei einer Besuchsreise durch 12 — sage zwölf — Cocktailsorten durchtrinken müssen!

„Dann folgt als beliebtes Getränk Cognac und Rum, und last but not least, bayrisch Bier! Ich darf sagen, allenthalben, wo ich Europäer an der Küste traf, traf ich auch die Etikette Spatenbräu, Hackerbräu u. s. w. als alte Bekannte wieder, vom Cap Blanco bis hinunter zum Kongo. Die Beete in den Gemüseärten und Blumenpflanzungen zieren (?) die leeren Flaschen als Einfassung: in den Häfen und auf jeder Rhede tanzen munter auf den Wellenköpfen die bei der Begrüssung geleerten Flaschen.

„Ich bin gewiss kein Temperenzler und gewiss ein guter Bayer, aber gerade das schwere Exportbier halte ich für absolut schädlich unter den Tropen. Mässiger Genuss von Alkohol ist als anregendes Mittel in den heissen Gegenden nützlich, sogar notwendig (?). Aber so nützlich \*) mässiger Gebrauch, ebenso schädlich das Uebermass.

„Geradezu scheusslich zu nennen ist aber die Verwendung des Schnapses als Handelsmittel. Fusel der gemeinsten Sorte bildet in Ballons und Kisten einen grossen Teil der Schiffsladung eines westafrikanischen Handelsdampfers. Derjenige, mit dem ich 1891 die Ausreise gemacht, löschte allein in Lagos 6000 Demijohns (Ballons à 10 Liter) und 8000 Kisten (à 12  $\frac{3}{4}$  Liter Flaschen)! Einen Begriff von den Schnapsmassen die — im Ge-

\*) Der Nützlichkeith des Alkohols in den Tropen widerspricht das Zeugnis des Genera's Gallieni in Madagaskar. Red.

folge der gerühmten „Kultur“ — wir unsern „schwarzen Brüdern“ bringen, mag folgende Notiz geben: Gleichfalls in Lagos zahlte ein deutsches Handels- haus für den an *einem* Tage gelöschten Teil der Ladung in Genèver *eines* Dampfers als Zoll 1138 Pfund Sterling und das war erst der dritte Teil der Ladung des einen Schiffes. \*)

„Dieses entnervende Gift sickert von der Küste, deren Bevölkerung es im ganzen Westen Afrikas bereits leider durchtränkt hat, tief hinein bis zu den Binnenstämmen! Gegen diesen Fluch der Kultur, womit wir die Schwarzen vertieren, sollte gepredigt werden, weit mehr als gegen den Sklavenhandel. Weniger verhängnisvoll für das Geschick der schwarzen Rasse ist letzterer als die Laster, die *wir* ihnen bringen unter dem prunkenden Titel: „Segnungen der Civilisation.“

„Daher kommt auch das abfällige Urteil, das über den Neger gefällt wird von denen, die nie ins Innere des dunkeln Kontinents gedrungen sind. Die Küstenbevölkerung ist der Abschaum, ist verderbt physisch und psychisch — schuld daran sind wir! Der freie Inlandsneger, unverdorben und unberührt von europäischen Lastern, ist ein weit besserer Mensch, der mit dem Küstenneger kaum mehr als die dunkle Hautfarbe gemein hat. Ich erinnere mich eines abstossenden Bildes, das sich mir auf einer Faktorei bot, als ich dort im Busch einst krank lag. Ein Neger brachte dem Faktoristen zwei schöne Elefantenzähne; der geforderte Preis schien dem Kaufmann zu hoch; nach langem Feilschen griff er zum Schnaps, und schliesslich lag der schwarze arme Teufel sinnlos betrunken vor dem Hause, der Kaufmann aber barg vergnügt schmunzelnd die beiden Zähne in seinem Laden. Der Preis waren die zwei Flaschen Schnaps.“

Soweit der wackere Bayer. Es ist zu hoffen, dass der „regierende Kaufmann“ noch bei Zeiten zur Einsicht komme, dass er mit dem schimpflichen Schnapshandel nicht nur den Neger, sondern auch sich selbst schädigt, und zu wünschen, dass die protzenhafte Anschauung, als ob dem Schwarzen gegenüber alles erlaubt sei, einem wirklich „gebildeten“ Verfahren Platz mache. Der Dünkel könnte sich sonst noch bitter rächen.

— **Ueber die Pest in Indien**, speziell aus Süd-Mahratta, entnehmen wir einer Priyat-Korrespondenz aus Hubli folgende Einzelheiten: Erst als Ende April starke Regen fielen, trat die Pest stärker auf und zeigte sich nach und nach in verschiedenen Quartieren. Das sicherste Erkennungszeichen der Ansteckung eines Quartiers war immer das massenhafte Hinsterben der Mäuse und Ratten. Fand man einmal in einem Hause eine oder mehrere kranke oder tote Ratten (wenn krank, purzeln sie vom Dach herunter oder sonst woher, und können nicht recht laufen), so durfte man sicher sein, dass das Haus angesteckt war, und bald zeigten sich auch bei den Bewohnern solchen Hauses Pestfälle, wenn sie nicht eiligst das Haus verliessen oder dasselbe gründlich desinfizieren liessen. Ob die Verschleppung des Pestgiftes nur durch Menschen geschieht oder durch kranke Ratten etc., wer will das sagen? War einmal jemand von der Pest befallen, dann wurden leicht andere Mitbewohner des Hauses ergriffen. Die Regierung hielt daher

\*) Im Jahre 1897 sind von Hamburg aus 186,700 Hektoliter Schnaps nach West- afrika verschifft worden. Red.

strenge auf sofortige Absonderung der Kranken von den Gesunden und wo ein Pestfall vorkam, wurden die Kranken sofort in den Pestspital geschafft, die Gesunden desselben Hauses und vielleicht auch Nachbarn, in die Quarantäne-Hütten. Als weiteres Schutzmittel wurde Impfung mit Dr. Haffkins Anti-Plaque-Serum angeordnet. Eine schmerzhaft Operation, doch erträglich, wenn die Sache zweimal und in nicht allzustarken Dosen geschieht. Im August wurde die Seuche so stark, dass täglich 60—70 Leute starben, zusammen über 1600 in einem Monat. Und das sind nur die Fälle, die amtlich bekannt wurden. Was in jener Zeit alles ging, und wie schrecklich dann unsere Lage sich gestaltete, will ich nicht weiter beschreiben. In den Dörfern um Hubli her starben täglich viele und auch in Dharwar ist nun die Pest sehr stark. In Hubli sind bis jetzt (Mitte Oktober) nach amtlichem Bericht 2900 Menschen an der Pest gestorben, fast alle in den letzten 4 Monaten. Es mögen aber wohl 3500 gewesen sein.

Die Symptome der Krankheit zeigen sich anfangs in Kopfweh, Fieber, starkem Durchfall, manchmal auch Brechen, bald schnellem, bald schwachem Puls und Schwäche. Nach einigen Tagen zeigt sich in irgend einer Drüse Schmerz, meist hinter den Ohren, am Kinn, in der Achselhöhle, den Weichen etc., und dann entwickelt sich der Bubo, der oft 8—15 Tage braucht, bis er reif wird und dann geöffnet werden muss, sobald er weich ist. Dadurch sinkt dann auch bald das Fieber und die Kranken können, wenn alles normal verläuft, nach 10—14 Tagen geheilt werden. Bei manchen, die nur wenig Fieber und kleine Bubonen haben (es können oft mehrere an verschiedenen Stellen sein) kann so ein Bubo auch von selbst wieder verschwinden. Wo derselbe hart bleibt und nicht zur Reife kommt oder selber wieder verschwindet, verläuft die Krankheit gewöhnlich tödlich. Die ärztliche Behandlung ist meist eine symptomatische, die Wunden, wenn einmal aufgebrochen oder geöffnet, werden antiseptisch behandelt.

— **Die Schwe-Dagon-Pagode in Rangun** (nach einer Privat-Korrespondenz). Auf einem Hügel nicht weit von Rangun erhebt sich diese grösste und ehrwürdigste Pagode von ganz Indo-China. Dort streckt sie ihre goldenen Zinnen in die Luft und ist höher als die St. Pauls Kathedrale in London. Ein ganzes Heer kleiner Pagoden umgiebt sie, deren Mauern und Dächer phantastische Formen zeigen, und unter denen zahllose Buddhas aus weissem Marmor, vergoldetem Holz, schwarzem Metall oder glänzendem Erz sitzen. Die sitzende Figur ist immer die gleiche, die Beine gekreuzt, die rechte Hand im Schosse ruhend, die linke Hand geöffnet, um die Gaben der Anbeter zu empfangen, mit einem Ausdruck unzerstörbarer Ruhe im Antlitz, der Blick eines Wesens, das schon die Ruhe des Nirvana erlangt hat.

Geschorene kahlköpfige Priester in weiten halbseidenen Gewändern bedienen jedes der Heiligtümer dieser riesigen Pagode. Sie leiten die Andachtsübungen, stecken die Lichter an, näseln die Gebete. Sie nehmen die Gaben: Reis, Blumen, Geld in Empfang und bewachen die Ceremonien. Ueberall hatten wir Zutritt. Die Buddhisten Barmas sind darin sehr liberal, während man ja in Indien kaum einmal einen Tempel betreten darf, es sei denn in Ausnahmefällen, wenn man seine Schuhe auszieht. Die weite überdachte Terrasse, die zu der Hauptpagode in der Mitte hinaufführt, war zur Rechten und Linken von Verkaufstischen angefüllt, wo die Händler Blumen,

Rosenkränze, Kerzen und alles zur Anbetung Notwendige verkaufen. Auf den Stufen sitzen bettelnde buddhistische Mönche und Nonnen mit Tellern in den Händen. In der Mittelhalle, in welcher auf allen Seiten riesenhafte Statuen des Buddha errichtet sind, hatten sie etwa 80—100 brennende Kerzen vor das Heiligtum gestellt. Viele chinesische Frauen waren gekommen und lehrten ihre geschorenen bezopften Kleinen niederzuknien und Buddha anzubeten. Da war eine lange Reihe Weiber, die mit ihren Stirnen die Erde berührten, und Männer, die in den zusammengeschlagenen Händen ihre gelben Lilien emporhielten. Die gelbgekleideten Priester verteilten lange Streifen Papier mit Gebeten, nahmen Blumen, Kerzen oder brennende Weihrauchstäbe aus ihren Händen und legten sie in eine Art Kessel vor dem Heiligtum nieder.

Unter einigen kleineren Pagoden hingen riesige Glocken von der Grösse unserer europäischen Domglocken. Die Anbeter ergriffen ein Hirschgeweih, das dabei lag, schlugen an die Glocken und liessen es auch ihre Kinder tun. Dort sassen Wahrsager mit gekreuzten Beinen auf dem Boden mit Tafeln auf dem Schosse, machten rätselhafte Zeichen auf dieselben und setzten die vergnügten Barmanen mit ihren humoristischen, clownartigen Schlitzaugen in Erstaunen. In einem Tempel, der extra für die chinesischen Pilger erbaut war, sassen chinesische Priester mit langen, dünnen Bärten zur Rechten und Linken des Gautama. Die zur Rechten lasen Gebete aus langgestreiften Büchern, der zur Linken sass starr wie eine Statue am Boden, als wenn ihn nichts rührte, was um ihn vorging, in völlige Andacht versunken!

Hinter einigen Pagoden arbeiteten barmanische Künstler an wunderbaren Schnitzereien mit Darstellungen aus der Mythologie. Die Kunstwerke an den Tempeln Vorder-Indiens sind viele hundert, manche mehr als tausend Jahre alt, und neue werden wenige oder gar nicht gemacht, da die Hindus jetzt zu arm und zu heruntergekommen sind, um sich in solche Höhen emporzuschwingen. Aber die Barmanen scheinen noch heute das gleiche Interesse, die gleiche Phantasie, die gleiche Fähigkeit zu besitzen, ihre Pagoden mit dem gleichen Reichtum der Formen zu schmücken wie vor Jahrhunderten. Wir sahen Maurer bei der Arbeit an halbfertigen Bauten und Goldarbeiter erklimmen die Mittelpagode, um die beschädigten Stellen der Goldplatten zu ersetzen und zu reparieren.

— **Eine Bergtour in Afrika.** Der ca. 2500 m hohe Kupe-Berg in dem gewaltigen Gebirgswall, der den südlichen Teil des deutschen Schutzgebietes Kamerun in einem grossen Halbkreis umzieht, ist im Februar v. J. von den in Nyasoso stationierten Basler Missionaren Wittwer und Basedow zum erstenmal bestiegen worden. Dieser einstige Vulkan wird von der Bevölkerung mit abergläubischer Scheu betrachtet, und allerlei Gruseln erregende Hexen- und Gespenstergeschichten gehen über denselben um. Es war den Nkosileuten eine ausgemachte Sache, dass Keiner, der es wagen würde, den Berg zu besteigen, lebend wiederkäme. Diesem Aberglauben einen Stoss zu geben war sehr einladend, konnte aber erst gewagt werden, nachdem das Vertrauen der Leute gewonnen war. Die Ausführung des Planes war dadurch erschwert, dass sich niemand als Träger des unerlässlichen Gepäcks für die Bergfahrt finden lassen wollte. Mit Mühe gelang

es schliesslich, vier junge Leute als Begleiter zu gewinnen, vielleicht weil niemand an das Gelingen des Unternehmens glaubte.

Der kleine Zug benutzte zuerst einen alten Jägerpfad, musste aber bald mit dem Buschmesser sich durch das Gestrüpp hauen, durch wildwucherndes hohes Schilf durcharbeiten und auf lockerem feuchtem Boden bei 30 Grad Steigung vorwärts zu kommen suchen. Zunächst handelte es sich darum, einen dem eigentlichen Kupe vorgelagerten Bergrücken zu erklimmen, von wo die Steigung bis zur höchsten nördlichen Spitze eine geringere ist. Um 5 Uhr wurde Halt gemacht, da die 4 Begleiter ziemlich erschöpft waren und gerne umgekehrt wären, wenn die Nacht nicht zu nahe gewesen wäre. Es wurde deshalb im Urwald übernachtet. Mit frischem Mute wurde am andern Morgen aufgebrochen und nach 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden der Gipfel des Bergrückens erreicht. Die Aussicht war wegen Nebel und Gebüsch nicht gross, um so angenehmer war die durch starken Ostwind abgekühlte Luft. Nun ging es durch dichtes (z. B. Brombeer-) Gestrüpp in südöstlicher Richtung weiter, an Lagerstätten grossen Wildes (Büffel, Wildschweine, Antilopen) sowie an Fallgruben vorbei, die von den im Osten des Kupe wohnenden Eingeborenen angelegt werden. Auffallend war, dass auf diesem Gebirgskamm fast keine Felsen zu sehen waren, wohl aber eine tiefe schwarze Humusschicht. Am meisten überraschte eine lustig sprudelnde Quelle, in einer Zeit, wo im Thal die meisten Bäche längst versiegt waren. Die Reisenden suchten nun einen Ausblick zu gewinnen und fanden ganz unerwartet einen solchen auf einer kleinen, ca. 5 m grossen Grasfläche, die den äussersten Rand einer 100 m senkrecht abfallenden Felswand bildete. Das Panorama, das den ganzen Nordosten bis Süden Kameruns umfasste, war grossartig, namentlich war der Eindruck, den der aus der Mfun- und Fan-Ebene ohne vorgelagerte Bergrücken sich erhebende Kupe machte, ein gewaltiger. Durch dichtes Gebüsch, das die einzuhaltende Richtung schwer finden liess, ging es steil aufwärts zum Rande des Kraters, von wo tief unten der Ausgangspunkt Nyasoso sichtbar war. Die schwarzen Begleiter waren von dem Ausblick ganz hingenommen und priesen die Weisheit der Europäer, die sich auch da, wo sie noch nie waren, zurecht zu finden wissen. Auf dem östlichen Kraterlande, der die Aussicht nach Norden, Westen und Süden beherrscht, bekamen sie von dem zu ihren Füssen gähnenden Abgrund einen grauenerregenden Eindruck. Leider war die Luft wegen der Dunstmassen des Harmattan nicht klar genug für einen ungestörten Genuss der Rundschau, auch konnte die westliche Kraterspitze wegen einer 70—80 m tiefen Kluft nicht erreicht werden. Der wegen Stein- schlag nicht ungefährliche Abstieg wurde glücklich bewerkstelligt und nach nochmaligem Uebernachten im Walde kamen andern Vormittags die Berg- fahrer müde und beschmutzt, aber wohlbehalten in Nyasoso an, wo sie mit höchstem Erstaunen empfangen wurden. Nur das einstimmige, begeisterte Zeugnis der schwarzen Begleiter vermochte die Leute zu überzeugen, dass der Aufstieg gelungen sei.

